

daß die Gemeinden Horstmar und Beddinghausen zur Parochie Derne gezogen wurden. Nun hat aber sogar, wie Herr W. Grevel in Düsseldorf, ein sehr verdienstlicher Altertumsforscher und Urkundenforscher, auf einer von ihm im Staatsarchiv zu Wezlar entdeckten Karte der Gegend südlich Lünen aus dem Jahre 1664 festgestellt hat, dieser Landwehr parallel weiter westlich noch eine zweite Landwehr bestanden. Diese letztere, auf jener Karte als „alte“ Landwehr bezeichnete Linie kommt von Alten—Derne, geht nordöstlich durch die Nierstheide, um sich dann in der Nähe des Gehöftes Erdelbrauck mit der schon beschriebenen „neuen Landwehr“ zu vereinen. Es ist bedeutsam für unsere Untersuchung, daß auch die „alte Landwehr“ keine sprachliche Verschiedenheit mehr bedingen konnte; und wenn — wie schon Hülsenbeck vermutete, in diesen Landwehren uns früheste, aber nicht festgehaltene Dortmunder Grafschaftsgrenzen begegnen, so sind auch diese ohne Wirkung auf die Gestaltung der Sprache geblieben, die sich als Mundart gegenüber allem Wechsel, auch der späteren Territorialverhältnisse, standhaft behauptete. Aber doch wäre es zu gewagt, wenn wir allein auf diesen Grundlagen kultureller und mundartlicher Eigenart unsere weiteren Schlüsse und Feststellungen aufbauen wollten, sie ruhen zum Glück auf einer viel festeren Basis, der auch das schlagendste Beweismittel, die römische Keramik, nicht fehlt.

IX. Der römische Seseke-Körne-Winkel an der Ostgrenze des Sonderbezirks und die Grenzlinie der „Türme“¹

Die ersten Eindrücke von der historischen Bedeutung des Seseke-Körne-Winkels südwestlich Kamen gewann ich auf dieselbe Weise wie bei meiner Oberadener Forschung, nämlich auf dem Wege archivalischer Prüfung der Flurnamen und durch Befragung der Volkskunde. Außerdem schien mir der Seseke-Körne-Winkel in besonderem Maße geeignet für eine militärische Anlage, da ein mäßig ansteigendes Gelände sich, wenn auch nur einige Meter, über die Hochwasserzone erhebt, vor allem aber durch den Wasser- und Sumpfgürtel der Bachniederung vortrefflich gedeckt ist. Diese Deckung erscheint an der Nordseite sogar in verdoppelter Stärke, denn hier mündete vor der jüngst erfolgten Regulierung die Körne nicht in der natürlichen Verlängerung ihres süd-nördlichen Unterlaufs in die Seseke, sondern bog 300 m südlich derselben nach Westen um, stieß noch diese Strecke dem Hauptbach parallel, um dann erst sich mit diesem zu vereinen. Das ist eine so seltsame Erscheinung, daß man, besonders auch wegen der geraden Linienführung des Körnebaches, auf die Vermutung kommen könnte, diese Richtung sei nicht die ursprüngliche gewesen, sondern künstlich hergestellt worden. So auffallend es nun auch zunächst scheinen könnte, daß diese von Heil über den Töddinghäuser Berg ziehende Linie eine 1 km betragende Einknickung nach Osten macht, so scheint mir doch der Grund deutlich genug zu sein.

Hier gerade finden wir den Grundsatz der Augusteischen Grenzsicherung angewandt, indem Berg und Fluß beide nach militärischen Grundsätzen in die Sperrlinie einbezogen wurden. Eine verständige Grenzföhrung, die die natürlichen Vorteile des Geländes sich zunutze machen mußte, konnte weder auf die höchste Erhebung auf der „Lüner Höhe“ verzichten, noch auch die

¹ Tafel 3: Römische und andere Fundstücke aus dem Seseke-Körne-Winkel.

Sicherungslinie 1 km westlich der Körne in geradem Anschluß an den „Margarethenweg“ weiter nach Süden gehen lassen. So ergibt sich also aus dem wirklich vorliegenden Tatbestand das Bild, welches genau den Grundrissen des Tiberius entspricht; und wir dürfen wohl annehmen, daß er selbst an Ort und Stelle seine Anordnungen gegeben hat.

Aber auch hier wiederum würden unsere Annahmen nur berechtigt sein, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich zu beanspruchen, nicht aber als den Tatsachen entsprechend gelten dürfen, wenn nun nicht auch hier wieder der Spaten das bestätigende Scherbenmaterial erbracht hätte. Nachdem das aber geschehen, ist nun auch der erste römische Punkt östlich Oberaden gefunden, der im Zusammenhang mit Also behandelt werden muß, weil er auch für die Römer ein Bestandteil der Anlagen war, die mit dem Namen Also, wenn auch mit ergänzenden Zusätzen, bezeichnet wurden. Auch hier müssen wir nun zunächst die Geschichte der Entdeckung darstellen.

Nachdem ich erkannt hatte, welche Bedeutung der Name „Burg“ bei Oberaden hatte, war es mir von vornherein wichtig, ja erschien es mir wie ein wegweisender Fingerzeig zu einer zweiten historischen Stätte hin, daß im Seseke-Körne-Winkel der Flurname „Turm“ sich fand. Bereits i. J. 1905 wurde ich auf diese Spur aufmerksam, die mir um so bedeutungsvoller vorkam, als ich etwa zur gleichen Zeit denselben Flurnamen 1500 m westlich vom Esfeyer Römerlager unmittelbar an der Lippe festgestellt hatte, wo er schon darum auf Zusammenhang mit der römischen Sicherung der Örtlichkeit angesprochen werden konnte, als hier gerade die durch die Lippe sich vom linken zum rechten Ufer hinziehende Furt einer solchen Deckung bedurfte. Außerdem zog nicht weit von diesem Turm bei Beckinghausen der römische „Hünenpad“ zur Höhe am „Knapport“ empor, wo ich schon längst eine römische Schutzanlage vermutete, die ich eben in meiner ersten Schrift über Also bei Oberaden kurz mit dem Namen „am Turm“ bezeichnete. Wenn nun auch das Lippeuferkastell in Wirklichkeit 500 m westlich vom „Turm“ ans Licht kam, so ist doch auch der Turm selbst, d. h. die dreieckige Flurparzelle, die noch heute diesen Namen führt, ein wichtiger Punkt gewesen. Das deuten auch schon die Sagen an, die sich gerade hier finden und von furchtbaren Kämpfen reden; das bezeugten mir weiter auch die Funde von Helmen und Säbeln im roten Bach und das Geld, das hier sich fand und darum besondere Aufmerksamkeit erregte, weil es so dünn gewesen sei, wie Blechplatten. Ich dachte damals an römisches Falschgeld.

Nachdem ich nun so mit meinen an den Beckinghäuser „Turm“ geknüpften Annahmen im allgemeinen recht behalten hatte, weil sie wirklich den Weg zu dem vor 25 Jahren noch im Boden steckenden Lippekastell gezeigt hatten, ließ mich auch der Gedanke nicht los, daß auch die übrigen mit dem Namen „Turm“ bezeichneten Flurparzellen in näherem oder weiterem Abstand vom Römerlager, auf die ich beim Fortgang meiner Forschung stieß, der genauesten Untersuchung wert seien. Dabei leitete mich nicht nur der Name an sich, sondern auch die Bemerkung, daß alle diese „Türme“ eine dreieckige Standfläche zeigten, bei der merkwürdig genug war, daß dieser Umriß, genau wie bei der „Burg“, sich wie ein Fremdkörper in Flurkarte und Landschaftsbild erhalten hatte. Noch bezeichnender ist es, daß der Turm im Seseke-Körne-Winkel oder, wie wir auch sagen können, im „Westicker Feld“ bis auf den

heutigen Tag den Beinamen „beilaufender Turm“ führte. Denn als wir an jenem denkwürdigen 29. August 1927 hier zu unserer vom Finderglück so sehr begünstigten Grabung den Spaten ansetzten, nannte uns der Besitzer dieser Parzelle, Herr Gutsbesitzer Middendorf in Westick, diesen merkwürdigen Namen, eine Bestätigung dafür, daß die Parzelle „Turm“ für sich selbst zu klein war, um allein eine Flurnummer füllen zu können, weshalb sog. „Beiland“ hinzugezogen worden war; daß diese Methode aber keineswegs erst bei der modernen Flurabgrenzung angewandt worden war, sondern schon im Mittelalter Brauch gewesen ist, beweist eine Akte im Staatsarchiv Münster aus dem 16. Jahrhundert, in der an einer anderen, uns später beschäftigenden Stelle zwischen dem Römerlager bei Oberaden und dem „beilaufenden Turm“ die Flur „Törne mit Beiland“ begegnet. Ich stellte daraufhin Vergleiche an zwischen den „Türmen“ im Umkreis von Oberaden und jenem so oft in den Ausgrabungsberichten genannten, immer wieder wegen seiner rätselhaften Gestalt, Kleinheit und typischen Bedeutung untersuchten „Dreieck“ in den Halturner Uferanlagen. Diese Stelle kam aber gerade darum so oft wieder unter den Spaten der Archäologen, weil sich hier die ältesten Scherben fanden, die uns diese kleine Stelle fast wie die Keimzelle des großen Römerplatzes könnten erscheinen lassen. Und tatsächlich spricht auch Sadée in seinem lichtvollen Werkchen: „Römer und Germanen“ das „Dreieck“ als einen Turm an. Derselbe müßte dann den Zeitpunkt der ersten Besitzergreifung des Platzes bezeichnen, alsdann aber von späteren Anlagen umbaut worden sein. Jedenfalls kam ich auch ohnedies zu der Überzeugung, daß im Bereich meiner eigenen Forschung die Dreiecksform der Türme keine Zufallserscheinung sein könne.

Kritisch den Zusammenhang weiter prüfend und peinlichst bemüht, nicht den Wunsch zum Vater des Gedankens werden zu lassen, stellte ich mir die Frage, ob nicht vielleicht trotz des fremden Namens „Turm“ es sich um landwirtschaftliche Einrichtungen handeln könne. Und ein besonderer Umstand ließ mich in diese Erwägungen mit Ernst eintreten. Da die hl. Margarethe, wie wir schon hörten, in früherer Zeit als Erbauerin von Straßen, Brücken und Türmen galt, dann aber als Beschützerin des Landbaues und der „hoffenden Mütter“ im Kirchspiel Methler, ihrer Patronatsgemeinde, in hohen Ehren stand und noch 1396 als „Hauptjungfrau“ gepriesen wird, so konnten möglicherweise die Türme in jenem kirchlichen Zusammenhang verstanden werden. Hing doch auch im Kirchturm zu Methler die Margarethenglocke mit der Inschrift: „S. Margaretha so bin ich genannt, Geboren von den Heiden. Wan ich rope, so kommt to hand, dat jy van Gode nicht entscheiden.“ War nun mit dem uralten „Tauen-Meidel“ = „Turm-Methler“ lediglich der Kirchturm gemeint? Galt die Heilige nur in diesem Sinne als Patronin des kirchlichen Lebens? Waren die „Margarethenwege“ die Kirchwege und die Brücken ebenso in kirchlichem Sinne zu deuten? Aber nun steht in der fast 800 Jahre alten Kirchspielskirche in Methler Margarethe als die Drachenbesiegerin abgebildet; in ihrer Hand liegt die Palme, unter ihren Füßen der sich in ohnmächtiger Wut krümmende Dämon. Über ihrem Haupte schwebt die Taube, die ihr die Siegerkrone zuträgt. Und auch sonst hin und her im alten Gotteshaufe, auf den Kapitälern der Säulen erblicken wir dasselbe Motiv des Kampfes zwischen Christentum und Heiden =

tum, letzteres dargestellt in greulichen Mischwesen von Mensch und Tier. Namentlich lassen die Darstellungen des Teufels — und auf ihn kommen diese Symbole alle hinaus — uns einen ahnenden Blick tun in die so viel reichere Volkskunde des Mittelalters. Wehmut muß uns erfüllen, wenn wir daran denken, daß es heute nur ein Trümmersfeld ist, auf dem vor so viel hundert Jahren urkräftige, bodenständige Volkspantasie sich ihre stolzen Bauten errichtete. Denn der Heidenkönig, der am Wüstenknapp gegenüber dem Uferkastell im goldnen Sarge schlummern sollte, hatte doch sicher auch in seinen Lebzeiten, als er sein Reich verwaltete, eine Königsburg bewohnt; konnte es eine andere sein, als die Burg in Else? Der Heidenkönig hatte starke Heere befehligt; konnten sie auf anderen Wegen marschirt sein, als auf den uralten „Hünenpadden“? Diese heidnischen Krieger, die bei fortschreitendem und durch die christliche Predigt gesteigerten Abscheu immer mehr jene Mischformen annahmen und zu Drachen oder Riesen, Hünen, wurden, — konnten sie sich irgendwo anders gewehrt haben gegen die rechtmäßige Urbevölkerung des Landes, als eben hinter jener „Schlangenhede“ der Burg, die „als lange Wand“ sich um das Bollwerk zog? Die Hünen, die auf dem „Margaretheweg“ selbst miteinander von Station zu Station, d. h. von Turm zu Turm in Verbindung standen und Grenzwehr hielten, — konnten sie ein anderes Reich schirmen als wiederum das des Heidenkönigs? Und nun erst die sagenumrankte Stelle des Sante Moritzteichs zwischen Oberaden und Methler, an dem vorbei auch die Anwohner der Burg, die aus dem Gemeindebezirk „Ägypten“ kamen, den Weg zur Margarethenkirche einschlugen, — konnten sie unter dem hl. Moritz sich einen anderen Helden denken als eben den, der seinen Glauben im Heere der Römer mit dem Martertod besiegelte? Wußten wir bislang nur, daß dieser glaubenstreue Kohortenführer in der aus der ägyptischen Thebais und darum mit dem Namen „Thebäer“ bezeichneten römischen Truppe in den römischen Rheinstädten besondere Verehrung fand, so wissen wir heute, daß er auch in der klassischen Gegend um Aliso bei Oberaden in hohen Ehren stand. Denn wenn er in einen Sumpf gestürzt worden sein sollte, so ist eben der „Sante Moritzteich“ ein deutlich sprechender Zeuge für die treue Genauigkeit der auch hier blühenden Volksüberlieferung, einer historischen Tradition, die sich nur an damals noch im Volke bekannten Römeranlagen bilden konnte. Diese Tradition haftete im Volksgedächtnis, war in heidnisch-religiöser Anschauung vielleicht schon so weit ausgewachsen, daß eine von Halbgöttern und Heroen bevölkerte Walhalla sich im Anschluß an jene hochhistorischen Stätten zu formen drohte: Da kam die neue Lebensmacht des Christentums und nahm den schweren Kampf auf gegen den heidnischen Irrwahn. Es war jene Zeit, wo nach einer für verbindlich gehaltenen Vorschrift des Deuteronomiums (5. Buch Mose Kap. 12, 2—4) verfahren wurde: „Gänzlich sollt ihr alle die Stätten zerstören, woselbst die Völker, welche ihr vertreibt, ihre Götter verehrt haben, auf den hohen Bergen, auf den Hügeln und unter jedem grünen Baume. Stürzt ihre Altäre um, zertrümmert ihre Malsteine, verbrennt ihre heiligen Bäume, zerschlagt die Schnitzbilder ihrer Götter und vertilgt ihren Namen von jenen Stätten.“ Es ist die Zeit des 10. Jahrhunderts, wo bereits ein treu an seiner Vätersehle hangender westfälischer Heimatfreund darüber klagt, daß im Engerngau so vielen

Namen ein anderer Sinn untergeschoben werde. Es ist die Zeit, wo auch auf unserem Forschungsgebiete die alten Römerstraßen zu Hünenpässen oder Heidenstraßen wurden. Ihr Zug, noch vor Jahren nachweisbar, heute, im Zeitalter wirksamerer Düngung fast ganz verwischt, kennzeichnete sich durch schlechten Wuchs der Ackerfrüchte; ganz natürlich, denn die Römer hatten den feuchten Boden durch Auftragung von Lippesand gangbar zu machen versucht, weshalb denn auch im März bei abgehendem Frost die historischen Linien, schneller trocknend, deutlich sichtbar waren; sie zogen sich als hellere Streifen durch die Landschaft.

Wenn nun noch vor einem halben Jahrhundert die Kartoffelkäufer den Bauern sagten: „Wir wollen aber keine vom ‚Hünenpad‘“, so glaube ich, daß dabei auch noch eine in Westfalen überhaupt verbreitete, altererbte Abneigung gegenüber dem Heidentum mitgespielt hat, wie noch heute die Mär umgeht, wo die Hunnen gezogen seien, müsse alles Leben verdorren. Kamen nun gar an den Hünenpässen die „Heidenpötte“ mit Totenasche und Knochenresten ans Licht, so mochte man gar glauben — was auch noch in der Edda nachklingt —, die Unterwelt selbst habe sich aufgetan und Feuer schlage empor; wie auch noch heute am Abhang des römischen Uferkastells bei Beckinghausen ein „Geldfeuer“ brennen soll, und der an den Ostsaum des Legionslagers angrenzende Strich „Goldäcker“ heißt. Wer aber geneigt sein sollte, alle diese mit dem historischen Boden sich verknüpfenden typischen Flurnamen für bedeutungslos zu halten, dem mag noch ein weiteres Wort gesagt sein, das uns auf die Frage des historischen Patronats der Kirchengemeinde Methler zurückführt. Wir stehen nämlich eigentlich vor einem Doppelpatronat; denn neben der heil. Margaretha muß schon früher das Patronat der „Thebäer“ bestanden haben.

Wie wäre es denn sonst zu erklären, daß der Tag der ursprünglichen Kirchweihe, der heute noch in Gestalt der Kirmes durchscheint, wieder ausgerechnet auf den 17. September fällt. Dies ist aber eben der Tag der Thebäer. Wir gehen auch hier weiter unsern nüchternen Forschungsweg, wenn wir aus diesem Tage auf das ursprüngliche Patronat schließen. Sollte es nun wohl denkbar sein, daß an diesem Kirchweihstage auch der Sante-Moritztag unerwähnt blieb? Sicher gab es kein wirksameres Erziehungsmittel im Sinne der Kirche, als eben solch ein leuchtendes Vorbild, das nun auch dazu dienen sollte, den Kampf gegen noch wucherndes Heidentum mutig weiter zu führen, jetzt auch in der treuen Gefolgschaft der dem Thebäerkult nahestehenden Margaretha.

Und wer nun die berühmten, durch den bedeutenden Kunsthistoriker Professor Lübke aus Dortmund vor nun fast 8 Jahrzehnten wieder entdeckten Wandgemälde im Chor der Methlerer Kirche andächtig betrachtet, dem muß sofort eins auffallen: die mittlere Bilderreihe stellt die kriegerischen Heiligen dar, die sog. „Athletae Christi“, kenntlich an ihren kriegerischen Symbolen. So mag denn immerhin die unter ihnen einen Ehrenplatz behauptende Margaretha als Erbauerin von Kirchtürmen und Kirchwegen gegolten haben, das hindert nicht, auch bei ihr die historische Seite besonders zu betonen und beide Anschauungskreise so miteinander zu verknüpfen, daß sie sich gegenseitig ergänzen.

Und wie nahe liegen doch die in Frage kommenden Gebiete gerade hier

beieinander! Wir brauchen nur an die Heidenstraßen der Hünenpödde zu denken, und es wird uns auch der Weg von dort bis zur Beschützerin des Landbaues nicht mehr so weit erscheinen; denn gerade sie sollte es ja sein, die den Fluch der Unfruchtbarkeit von diesen öden Straßen nahm und neuen Mut geben mußte, Stätten zu betreten, die ja schon, wie uns erinnerlich, den heidnischen Vorvätern im Lippe-Sesefe-Winkel als unheimlich, ja als „nehumstellte Gräber“ galten. Und war das Heidentum schlechthin die Welt des Todes und der Finsternis, so mochte bei weitergehender Läuterung und Bergeistigung auch Margaretha sich erheben zur Beschützerin des „keimenden Lebens“ überhaupt. Wissen wir doch auch, welche Scheu heute noch auf dem Lande „hoffenden Müttern“ vor dem „bösen Blick“ innewohnt.

Noch fabelt z. B. das Volk in der Nähe der „Teufelsküche“ bei Massen westlich Unna, daß eben hier bis auf diesen Tag böse Geister umgingen; Grenzsteinverrückter trügen die Steine noch als schwere Last am Acker entlang, an dem sie die heiligen Male nicht achteten und versucht hätten, ihren Besitz zu vergrößern. Noch immer treibe sich böses Gefindel dort um, Zigeuner und Bärenführer schlügen dort ihr Lager auf, ein gefährliches Volk, mit dem man nicht in Verbindung kommen dürfe, denn sie verstünden sich aufs Zaubern und seien mit dem Teufel im Bunde, der Schaden an Leib und Seele über die brächte, die sich in die „Teufelsküche“ hineinwagten. Man könne sich nur freuen, wenn der Schaden nicht zu schwer sei für Wagehälse, die diesen Schlupfwinkel der Dämonen beträten; aber ohne den geringsten Zoll, d. h. ohne verdickte Lippen und beulenartige Geschwulst, käme keiner aus dieser „Teufelsküche“ wieder heraus.

Nun liegt aber diese Örtlichkeit nur 7 km südlich vom „beilaufenden Turm“ im Westicker Feld an einer Linie, die schon vor 50 Jahren dem Professor Nordhoff-Münster aufgefallen war, weil sich an dieser in gerader Folge von Süden nach Norden Hünenfagen aneinanderreihen. Sie sind sich darin gleich, daß es sich immer um das eine Motiv handelt, das wir auch schon früher an der Töddinghäuser Riesensage bemerkten, indem diese Grenzhüter, wie wir sie nennen können, alle miteinander in Verbindung stehn und zu gleichem Dienst verbunden sind. Einer ist vom andern abhängig; sie bilden eine Art Rotgemeinschaft, denn sie werfen sich gegenseitig ihr Handwerkszeug zu, das so überaus dürftig vorhanden ist, daß eben mehrere sich darin teilen müssen. Es sind Vertreter einer schon um viele Jahrhunderte zurückliegenden Periode, weshalb denn auch mit dem Begriff des Hünenreiches sich außer dem des Heidentums die Anschauung eines unvorstellbaren Alters verband, wie denn auch die Volksschronologie der westfälischen Nibelungenfage Wendungen gebraucht wie: „damals, als noch die Hünen im Lande lebten“. Sie weiß außerdem, daß das Menschengeschlecht dann an Stärke immer mehr abnahm, als die Hünen ausgestorben waren; und wenn sie den Gegensatz von heidnischer und christlicher Zeit schildern will, sagt jene Sage einfach, daß diese Menschen nicht mehr als Hünen bezeichnet wurden.

So verfügte auch Balduin von Flandern, im Jahre 962, um ein untrügliches Zeichen der Unterscheidung zu gewinnen, diejenigen seiner Untertanen, die dem Irrglauben ihrer hunischen Voreltern entsagt hätten, sollten öffentlich in Ypern Raken schlagen.

Wenn der Begriff des Wortes Hüne ein so fest umrissener war und so

tief im Volksbewußtsein wurzelte, dann werden wir uns nun auch nicht mehr wundern, wenn gerade auf dieser Linie, die schon, wie gesagt, Nordhoff als eine von den Ruhrbergen bis Heil an der Lippe mit Hünenjagen verknüpfte eigenartige Zone auffiel, Westick einen bemerkenswerten Punkt darstellt. Der Name „Hexen-Westick“ kann darum füglich als charakteristisches Bindeglied betrachtet werden zwischen der „Teufelsküche“ im Süden und der Hünenjage Töddinghausen-Heil weiter nördlich.

Wir werden, den Schleier schon jetzt lüftend, sagen dürfen, daß wir vor einer militärischen Zone stehen, die von der Ruhr bis zur Lippe gereicht hat. Ist es doch ein schon von Müllenhoff aufgestellter Grundsatz, daß sich Sagen stets auf Tatsachen stützen. Es wird sich also nur darum handeln, das Geranke und die Wucherungen abzutrennen, um den geschichtlichen Kern zu erfassen. Dabei gilt es aber, die einzelnen Sagen nicht bloß bezüglich ihrer Grundidee, sondern auch mit Rücksicht auf ihre Verschiedenheiten miteinander zu vergleichen, um einen Fortschritt und den Gang der Entwicklung, schließlich den Ausklang und Abschluß zu erkennen.

Da leistet uns denn die Sage am sog. „Heidenpossen“ oder „Heidenpösten“ zwischen der „Teufelsküche“ bei Massen und Westick, am Wege von Wickede nach Unna einen erwünschten Dienst. Seit Jahrhunderten hat sich mit dieser Stelle die Sage verknüpft gezeigt, daß je und dann, wenn schlimme Zeiten bevorstünden, zuletzt im Jahre 1889 beim großen Bergarbeiterstreik, sich ein rauher blutiger Pferdeschenkel im dichten Nebel zeige; dieses Menetekel kündet Krieg und Pestilenz an. Zugleich aber heißt es bemerkenswerterweise noch: Wenn dieses Zeichen erscheine, kämen auch die Heiden wieder. Sie also sind es, die als Hunen einst im Lande hausten, damals aus ihm weichen mußten; aber so jedoch, daß mit ihrer Rückkehr an ihre alte, einst behauptete Grenze immer noch gerechnet werden muß. Ihr befürchteter Einbruch erfolgt, wie das oft genug auch bei den Römern der Fall gewesen sein mag, im Nebel. Aber schließlich zerbricht auch ihre Herrschaft, denn sie werden uneins untereinander. Von den übrigen Bewohnern im Lande, das sie unterjochen wollten, bedrängt und in ihrem eigenen heidnischen Verband durch Zuchtlosigkeit geschwächt, gehen auch sie ihrem Zusammenbruch entgegen, wie ein letzter noch aus dem Drama zwischen Töddinghausen und Heil zu uns herübertönender Nachhall uns zeigt, wo der Riese von der Seseke mit seinem Genossen an der Lippe aneinander gerät, um an der heute noch sichtbaren „Riesenkühle“ einen tragischen Tod zu finden.

Wir hielten uns verpflichtet, den Gang unserer Untersuchung durch dieses eingelegte Zwischenstück der religiösen Volkskunde zu unterbrechen, um letzten Endes auf diesem Wege, so weit es uns möglich war, Licht zu bekommen über die Geschichte der „Türme“, mit denen sich das Volk beschäftigt hat. Daß sie lediglich bedeutungslose Anlagen gewesen seien, die als landwirtschaftliche Einrichtungen benutzt worden seien, oder daß die Spuren kirchlicher Umrandung oder Übermalung so sehr den ursprünglichen Charakter dieser Bauten geändert hätten, daß die versuchte Aufdeckung und Wiedereinstellung in ihren militärischen Zusammenhang unmöglich sei, wird keiner nun noch behaupten wollen. Daneben aber lag uns daran, an einem Beispiel, für das wir alsbald die Nachprüfung und Bestätigung durch den

Spaten beibringen wollen, zu zeigen, daß in der Tat die Volkskunde ein sehr schätzenswerter Bundesgenosse ist, wenn sich dieser Forschungszweig der Bodenforschung zur Seite stellt und von vornherein sich bereit zeigt, seine Vermutungen zu berichtigen oder gar zurückzuziehen, wenn die Berufungsinstanz des Spatens ihm seinen Irrtum nachweisen sollte.

Doch sei es mir gestattet, ehe wir dem Spaten auch für den „beilaufenden Turm“ im Westicker Feld wieder das Wort geben, noch eine schon im Jahre 1911 erfolgte spatenarchäologische Nachprüfung beizubringen. Sie betrifft freilich nicht den beilaufenden Turm im Westicker Feld südwestlich Ramen, sondern den Turm bei Beckinghausen an der Lippe.

Wie gesagt, zog sich mir diese Stelle vor Beginn der dortigen Grabung, die in das Jahr 1911 fiel, mit der 500 m westlich gelegenen Höhe „Knapport“ zu einer Einheit zusammen. Doch folgte ich schon in den Anfangsjahren meiner Alisoforschung 1904/05 durchaus den Angaben der Oberadener Landwirte, wie auch den Mitteilungen, die mir in Beckinghausen selbst gemacht wurden, wenn ich den „Hünenpadd“ nicht auf den etwas östlicher gelegenen Turm, sondern auf den „Knapport“, die Stelle des Beckinghäuser Friedhofes, zugehen ließ.

Sich stützend auf meine Karte in „Aliso bei Oberaden“ hat dann einer meiner Freunde, der leider zu früh der Wissenschaft entriessene Herr Regierungsbaumeister Tiemann, der selbst aus Beckinghausen stammt, am hohen Lippeufer westlich vom Turm eifrig geforscht und sofort auch Scherben gefunden, die zur Entdeckung des Uferkastells beitrugen. Herr Tiemann fügte der Zusendung derselben an mich die Bemerkung bei: „Sollten dieselben als römische erkannt werden, so würde ihre Annahme eines vielleicht befestigten Lippeüberganges in der Nähe der fraglichen Stelle ja immerhin weiteren Halt finden.“

Ich legte dann die Tiemannsche Scherbensammlung dem Stadtarchivar Pieß-Wachen sofort nach Empfang (Herbst 1906), darauf dem Kaiserl. Archäol. Institut in Frankfurt a. M. (1910) vor, auch hatte ich alsbald die Fundumstände im „Münsterischen Anzeiger“ (Nr. 704, 26. Okt. 1906) besprochen. Sofort nahm auch Prof. Koepf von der Sache Notiz, indem er in einem Vortrag über die Ausgrabungen in Haltern und Oberaden bemerkte: „Ein friedlicher Wettbewerb soll es sein und bleiben. Wir wollen den Oberadenern ihre hölzernen Speere gönnen, ihre unrömischen Scherben und ihren feuchten Lehm, ja selbst ihr ‚Uferkastell‘¹, das heute mittag im ‚Münsterischen Anzeiger‘ aufgetaucht ist.“

Inzwischen hatte ich aber auch Herrn Dr. Koenen den ganzen Scherbenfund zugesandt und erhielt daraufhin ein sehr umfassendes Gutachten, aus dem ich hier nur mitteilen will, daß es sich um 3 Arten von Gefäßresten handelt, nämlich zunächst um einheimisch keltische oder germanische Arbeiten der römischen oder vorrömischen Zeit. Daran schlossen sich römische Scherben an, die mit der Keramik des Lagers bei Oberaden durchaus gleichzeitig waren. Besonders interessant aber war das Bruchstück Nr. 17, von dem Koenen urteilte: „Zweifelloso das Bruchstück der Lippe eines gelbweißen römischen Henkelkruges. Ebenso sicher entstammt das Stück der frühesten römischen Kaiserzeit. Der Ursprung der Technik oder Form ist griechisch-etruskisch. Hier am Rhein erscheint die oben etwas eingeschnürte

¹ Tafel 4: Uferkastell.

Lippe mit unterschrittenem, abgerundetem, unterem Rande sicher in wissenschaftlich von mir bestimmtem Grabinventar der Zeit um die letzten Regierungsjahre des Tiberius. Die Kulturschicht, der die Scherbe entnommen ist, gehört also vielleicht in die Zeit des Tiberius oder Caligula.“ Das Gutachten, welches dann noch einen mitgefundenen Amphorenhenkel behandelt hatte, schloß mit den Worten: „eine genauere Datierung vermag ich erst zu geben, wenn die Amphorenhenkel der verschiedenen, nacheinander entstandenen römischen Lager bei Haltern ihren Fundumständen gemäß wissenschaftlich gesichtet sind; denn es kommt sehr auf die Bezüge der Amphoren an. Es können verschiedene Fabriken vorliegen, die bald neuere, bald ältere Typen herstellen. Das sind freilich nur Ausnahmen von der Regel, allein solange Möglichkeiten mitsprechen, wird der Schluß zur Gewißheit unmöglich. Das sollten besonders die Missforscher berücksichtigen.“ — Doch kehren wir jetzt wieder zum Seseke-Körne-Winkel zurück.

Da müssen wir nun noch kurz andeuten, unter welchen Verhältnissen die einzelnen Scherbenfunde in der Nähe des „beilaufenden Turmes“ südwestlich Ramen gemacht worden sind, um dann erst auf unsere Grabung vom 29. August 1927 und den folgenden Tagen zurückzukommen.

Daß ich seit 1905, wo ich auf den Namen „Turm“ stieß, eifrig darauf bedacht war, meinen Vermutungen eine bestätigende Basis in Gestalt von Bodensunden vom „Turm“ selbst, d. h. also aus dem Dreieck selbst zu geben, dürfen mir meine Leser glauben. Es wirkte aber für mich zunächst enttäuschend, daß ich trotz meiner eifrigen Nachforschungen keinerlei Mitteilungen über etwa ausgepflügte Scherben erhielt, wie von der „Burg“ in Elsey. Das hängt vielleicht damit zusammen, daß das „Westicker Feld“ seit jeher Pflugland gewesen ist. Auch mögen die Bruchstücke sich unter dem Pflug selbst so zerkleinert haben, daß sie für die ackerbestellenden Landwirte nicht mehr so auffallend und sogar störend wirken mochten, wie für ihre Kollegen aus Elsey und Oberaden die mächtigen Reste auf der Burg, die ja erst, und auch dann nur teilweise, nach der Heideteilung von 1827 unter den Pflug kam. Aber, wie ich mich bereits 1910 unter Führung des Herrn Bauunternehmers Rohde aus Ramen überzeugen konnte, fehlte es keineswegs, auch im Westicker Feld nicht, an Scherben; und Herr Rohde tat durchaus recht daran, wenn er, bis dahin unabhängig von mir arbeitend, aber durch meine Forschungen immerhin angeregt, diese Stelle für interessant und weiterer Erforschung für wert erklärte, wobei er nicht nur sich auf die von ihm gehobenen Scherben, sondern auch auf 2 Münzen mit der Umschrift: „Constantinopolis“ berief. Ich habe dann selbst 1910 unter Herrn Rohdes Führung eine Handvoll kleiner Scherben an Ort und Stelle aufgehoben und sorgsam aufbewahrt, sie dann später dem Städtischen Gustav-Lübcke-Museum in Hamm übergeben. Nun setzten aber vor mehreren Jahren schon die Regulierungs- und Baggerarbeiten an der Seseke und Körne ein, die ich mit starken Hoffnungen begrüßte. Zufällig war der Maschinenmeister, dem der Bagger unterstellt war, ein mir örtlich nahwohnender Beamter, Herr Behrmann aus Holthausen bei Hohenlimburg. Ich bat ihn, bei den Arbeiten auf Bodensunde zu achten, die sicher zu erwarten seien; aber sie blieben zunächst aus.

Um so mehr aber war ich erfreut, als ich Ende August 1924 im „Westfälischen Anzeiger“, Hamm, auf einen aus der Feder des Herrn Markscheyders

Dr. W. Schmidt-Kamen stammenden Aufsatz: „Eine vorgehichtliche menschliche Niederlassung bei Kamen in Westfalen“ stieß, die nach Ansicht des Herrn Verfassers im Seseke-Körne-Winkel anzunehmen sei. Aus der in der Fachschrift: „Das Werk“, Heft 5, Jahrg. 1924 enthaltenen Abhandlung desselben Verfassers über den gleichen Gegenstand entnehmen wir, daß bei den schon erwähnten Baggerarbeiten an der Körne „in ungefähr 2 m Tiefe eine braune bis schwarze, teils tonige, teils moorige Schicht angeschnitten wurde, die geradezu aus Knochen und Knochenresten zusammengesetzt war“. Herr Schmidt folgert dann mit Recht, daß wir es mit Rücksicht auf die Knochenschicht mit den Überresten einer menschlichen Ansiedlung zu tun haben, zumal sich außerdem einzelne Werkzeuge und Topfscherben fanden. An Werkzeugen werden aufgeführt: 3 Hirschhornkeulen oder Haden, 1 zugespitzter Dorn, anscheinend Pfriem aus Hirschhorn, 2 Gegenstände unbekanntes Zweckes aus Hirschhorn, 1 polierter Schaber aus Feuerstein, 1 Bronzering. Besonders interessieren dürften auch die 7 gut erhaltenen Rinderschädel nebst den 40 Hörnern, an denen teilweise noch Schädelreste haften. Auch lernen wir aus den Funden das Wildschwein als eine äußerst häufige Jagdbeute kennen. „Die Menge der übrigen Knochen beziffert sich auf etwa 1000 Stück. Die Röhrenknochen waren zum großen Teil zerbrochen. Bei den Schädeln vom Rind sei jedesmal die Stirnplatte eingeschlagen gewesen. Der Verfasser vermutet, daß es sich um eine größere Siedlung handelte, die am bewaldeten Rande eines Weihers oder eines Sumpfes lag, in den die Überreste der Mahlzeiten versenkt wurden. Sehr zu beachten ist auch, daß nur der schmale Streifen von 200 m mal 4 m, entsprechend der Bachlänge und -breite, aufgeschlossen wurde. Es ist völlig unbekannt geblieben, wie weit nach Ost und West das Vorkommen noch geht.“

Auf Grund dieser höchst dankenswerten Feststellung des Herrn Dr. Schmidt kam nun die Erforschung des nunmehr als sicher historisch anzusehenden Flußwinkels erneut in Gang, nachdem auch der zuständige Vertrauensmann, Herr Museumsdirektor Lübcke-Hamm, zu der Angelegenheit Stellung genommen hatte. Schon bald danach, September 1924, gingen auch mir von Herrn Lübcke die vier Bruchstücke von Tongefäßen zu mit der Bitte, mich zu äußern, nachdem bereits Herr Lübcke mit aller Bestimmtheit den römischen Ursprung dieser Keramik betont hatte. Da ich aber durchaus auf diesem Gebiet kein Fachmann bin, sandte ich nach eingeholter Genehmigung die vier Bruchstücke weiter an den bekannten Verfasser der „Gefäßkunde“, Herrn Dr. h. c. Koenen-Neuß, von dem dann ein das Vorgutachten des Herrn Lübcke durchaus bestätigendes Urteil einging; dasselbe stellte fest, daß das größte Bruchstück der Hals einer römischen Amphora, das kleinere das Halsstück eines römischen Sfläschchens sei, wie sie sich in den Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen in Bd. V, Taf. XIII bzw. III, Taf. XI (Fig. 30 u. 3) abgebildet finden. Was aber das Wichtigste ist: Herr Koenens Gutachten betonte in Übereinstimmung mit den „Mitteilungen“, daß diese beiden Bruchstücke durchaus der Drususzeit eigentümlich und darum als „Oberadener Typen“ zu bezeichnen sind, während die zwei anderen Stücke als jüngere römische Keramik, ein Stück in der Zeit des Antoninus Pius, das andere vielleicht als Fehlbrand anzusehen ist.

Nun hatte ich aber auch meine eigenen 1910 im „Westfäler Feld“ in der

Nähe des „beilaufenden Turms“ gehobenen Scherben der Sendung an Dr. Koenen beigelegt und war recht erfreut, von diesem berufenen Kenner zu erfahren, daß auch diese römisch seien, soweit überhaupt bei der Kleinheit der Stücke ein Urteil möglich war. Doch war auch eine sicher fränkische Scherbe dabei.

Da hielt ich es denn an der Zeit, auch mit meinen seit so vielen Jahren auf den Seseke-Körne-Winkel gerichteten Untersuchungen hervorzutreten. So erschien denn im Märzheft der „Heimat“ (Heimatverlag Dortmund) 1925 mein Aufsatz: „Römerfunde bei Ramen“.

Nun hatte aber auch Herr Rohde vor seiner Übersiedlung nach Brasilien seine sämtlichen Funde aus dem „Westicker Feld“ dem Verein für Orts- und Heimatkunde in Ramen übergeben. Da auch für sie die berechtigte Vermutung römischen Ursprungs aufkam, so sandte der genannte Verein dieselben zusammen mit anderen bei der Kanalisation in Ramen gefundenen Scherben an Herrn Dr. Koenen, der einen großen Teil derselben als augusteisch erkannte, aber unter den in Ramen selbst gehobenen Resten nichts Römisches feststellen konnte. Inzwischen war die Jahreszeit zu weit vorgeschritten, als daß noch eine größere Grabung hätte stattfinden können; es blieb daher bei einer kleinen Probegrabung des Städtischen Museums Hamm im Dezember 1926, die aber immerhin einige Stücke erbrachte, wenn sie auch gegenüber der im Herbst 1927 gehobenen Masse nicht ins Gewicht fallen.

Es war also am 29. August 1927, als das Städtische Gustav-Lübcke Museum Hamm, vertreten durch seinen Direktor Herrn L. Bänfer, der zugleich, nach dem Tode seines Vorgängers in der Leitung des Museums wie auch als Vertrauensmann für Bodenaltertümer dessen Nachfolger geworden war, den Spaten am „beilaufenden Turm“ ansetzen ließ. Die übergeordneten Instanzen, auch der Herr Regierungspräsident, waren in Kenntnis gesetzt und hatten die Grabung gestattet. Der gesetzliche Pfleger für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer, Herr Pfarrer Kochs-Ramen, hatte in bereitwilligster Weise die nötigen Vorkehrungen für die Grabung getroffen, auch den gerade in Erdarbeiten sehr erfahrenen, früheren Bohrmeister Mandischer-Ramen zur Mitarbeit gewonnen. Da ich für jene Zeit wieder meinen etwa dreiwöchigen Urlaub in unmittelbarer Nähe verlebte, konnte auch ich der Grabung beiwohnen. Als Vertreter des Ramener Heimatvereins waren die Heimatforscher Herr Konrektor Krämer und Herr Lehrer Bekler zugegen. Nachdem zunächst auf einem südöstlich vom „beilaufenden Turm“ liegenden Acker gegraben worden war, wo aber keinerlei Funde gemacht wurden, saßen wir bald das von Herrn Middendorf-Westick uns bezeichnete „Turmdreieck“ an, — wie der Volksmund sagte, so groß, daß ein regelrechter Turm darauf stehen kann. Der Erfolg sollte nicht lange auf sich warten lassen, denn alsbald kamen Bodensfunde der mannigfachsten Art ans Licht, nicht bloß Scherben aus den verschiedensten Perioden, auch aus vorgeschichtlicher Zeit, sondern auch ein Metallstück, das als ein Anhänger eines Bronzehalsbandes zu gelten hat und nach dem Gutachten des Prähistorikers Herrn Studienrats Krebs-Röslein, der auf unsere Einladung dem zweiten Abschnitt der Grabung (31. 8.—2. 9. 1927) beiwohnte, der frühen Hallstattkultur angehört.

Indem wir auf die Wiedergabe der fachwissenschaftlichen Einzelheiten des Gutachtens verzichteten, sei hier nur noch gesagt, daß Herr Krebs gerade

für diese Zeiten eine verhältnismäßig dichte Besiedlung Westfalens annimmt und dann sein Urteil dahin zusammenfaßt: „Im Seseke-Körne-Winkel scheinen Kulturreste der verschiedensten Zeiten und Kulturen, unter denen auch Römisches stark hervortritt, über- und durcheinander zu liegen. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Gegend seit der jüngeren Bronzezeit bzw. frühen Hallstattzeit fortdauernd besiedelt gewesen ist, scheint groß zu sein. Gelänge hier die Aufdeckung umfangreicher Siedlungspuren, würden die eben angedeuteten Fragen zweifellos der Klärung um ein bedeutendes näherkommen. Daß der Fundstelle für die Römerforschung besondere Bedeutung zukommt, ist angesichts der Menge der Scherben, die römisch sind oder sein könnten, und der geographischen Lage des Ortes nicht zu verkennen. Aber es liegt m. E. auch für die Fragen der heimischen Vor- und Frühgeschichte im Seseke-Körne-Winkel eine Förderung durchaus im Bereich der Möglichkeit.“

Am 19. Dezember 1927 legte nun Herr Direktor Bänfer Herrn Dr. Koenen in Neuß die ganze Fundmasse, rund 67 Stück, den Inhalt eines stark gefüllten Reisekoffers, persönlich vor. Auf besondere Einladung des Herrn Bänfer habe auch ich mich der Reise nach Neuß angeschlossen und war bei der Bestimmung zugegen. Aus dem Gutachten sei nur hervorgehoben, daß der weitaus größte Teil der Scherben römisch ist, ohne daß freilich bei allen im einzelnen die Unterschiede zwischen früher, mittlerer und spätrömischer Keramik angegeben wurden. Doch hielt Herr Dr. Koenen mehrere Stücke für augusteisch, auch eine terra sigillata-Scherbe für Augusteisch-aretinisch. Außer der römischen Keramik fanden sich aber auch fränkische Scherben aus der Zeit Karls d. Gr. Von den übrigen Stücken sind besonders noch zu erwähnen sechs Reste eiserner Gegenstände und zwar Henkel, Nägel und ein Kettenglied, weiter sechs Steine, die wegen ihrer Glätte als Wehsteine zu deuten sind. Dann wurden noch einige Stücke als Ziegelreste und Reste von gebranntem Lehm erkannt, darunter ein solches mit dem Abdruck des Flechtwerks. Endlich seien noch erwähnt Reste von Röhrenknochen und von Zähnen von Einhufern und Wiederkäuern.

Außer diesem Gutachten ließ aber auch das schon im Herbst 1926 von derselben fachgelehrten Stelle abgegebene Urteil über die schon erwähnten Rohdeschen Scherbenfunde erkennen, daß der Seseke-Körne-Winkel nicht bloß auf dem „Turm“ selbst, sondern auch im ganzen Umkreis desselben mit römischen Scherben hin und her bedeckt gewesen ist und zwar unter diesen wieder — was Dr. Koenen mit Nachdruck betonte — augusteische Keramik, wie Parallelstücke dieser Gattung sich genügend zahlreich im Neußener Museum befinden. Interessant wäre — was von anderer Seite gesagt wurde —, wenn diese Keramik in manchen Stücken Ähnlichkeit mit Kneblinghäuser Bruchstücken aufweisen sollte, und sich dadurch ein neuer Weg finden ließe, das Problem dieses Römerlagers noch weiter zu klären.

Was aber nun die römische Position im Westfäler Feld so besonders interessant macht, ist die Tatsache, daß unter den Scherben sich eine Gattung befindet, die als Spezialität bezeichnet werden muß. Herr Dr. Koenen nämlich betonte bei 10 Stücken, daß ihm dieser Typus noch nicht begegnet sei; er halte sie entweder für römisch oder für eine Anlehnung an sächsische Keramik. Es sei darum erwünscht, daß das Urteil des Herrn Geheimrats Dr. Schuchhardt darüber eingeholt werde, ob in sächsischen Anlagen Material

dieser Art gefunden worden sei. Demgemäß sandte Herr Museumsdirektor Bänfer die betr. Stücke an das Staatl. Museum für Volkskunde in Berlin, von wo aus Herr Prof. Dr. Unverzagt als Direktor des Instituts am 16. Januar 1928 das erbetene Gutachten in entgegenkommendster Weise abgab. Nach diesem handelt es sich bei vier Randstücken um Bruchstücke von großen Kochtöpfen. „Aus Ton, Technik und Form ergibt sich einwandfrei, daß sie in den großen spätrömischen Töpfereien in der Eifel hergestellt worden sind. Sie lassen sich auch durch das Vorkommen von gleichen Stücken in den Kastellen Alzen (Rheinhesse) und Altrip (Rheinpfalz) und den Trierer St.-Barbara-Thermen in das Ende des 4. und den Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. genau datieren.“ Auch eine andere Gattung von Scherben bezeichnete das Gutachten als spätrömisch. Sechs andere Randstücke wurden als einheimisch und zwar älter als sächsisch erkannt. Sie gehören der ersten Hälfte oder der Mitte des 5. Jahrhunderts an. Schließlich betonte noch das Gutachten das besondere Interesse, das dem Vorkommen dieser spätrömischen Keramik in Westfalen gebühre, zumal doch vermutet werden könne, daß die Fundstücke einer militärischen Anlage entstammten.

Um nun zu zeigen, unter welchen Umständen, d. h. in welcher Tiefe und Lagerung sich diese Funde feststellen ließen, sei nun noch ein kurzer Auszug aus dem Fundbericht des Herrn Museumsdirektors Bänfer, der die Grabung leitete, gegeben.

Danach wurden drei Schichten, die ungefähr je einem Spatenstich entsprachen, durchgraben, die sich deutlich voneinander abhoben. In den oberen Schichten fanden sich nur einzelne Scherben, die meisten dagegen im dritten Spatenstich und an seinem Grunde. Eigentümlich war auch in dem dritten Spatenstich das Auftreten von roten Ziegelspuren, sowie dunklen schwarzen Flecken. Diese konnten nur von eingeschlossenen Rohlenstücken herrühren.

Die Fundstelle lag in der Linie zwischen dem Grenzstein an der Ecke des Feldwegs nach Westid und dem Heß der im Osten angrenzenden Weide, welche ebenfalls dem Besitzer der „Turmäcker“, Herrn Gutsbesitzer Midden-dorf-Westid, gehört.

Besonderes Interesse erweckte eine Stelle, an der sich eine nach unten spitz zulaufende Vertiefung gefunden hatte. Diese war bereits wieder zugeworfen, wurde aber auf Anraten des Herrn Studienrats Krebs, der inzwischen eingetroffen war, am 31. August wieder in Angriff genommen. Dieser Gelehrte, Vorgesichtsforscher, empfahl auch, die Grabung zu erweitern und das Erdreich Schicht um Schicht abzuschälen bis auf den gewachsenen Boden. Die roten Ziegelspuren vom hellen bis zum dunklen Rot zeigten sich in der dritten Schicht und gingen vereinzelt bis in die Übergangsschicht hinein, dagegen traten neue Funde von Scherben nur in der dunklen Schicht, dem dritten Spatenstich, auf. Diese roten Spuren erinnerten zunächst an Ziegelreste, z. T. auch an gebrannten Lehm. An verschiedenen solcher Stücke war der Übergang von der gebrannten zur ungebrannten Erde deutlich zu sehen. Diese Annahme wurde unterstützt durch das zahlreiche Auftreten von Holzkohlen in derselben Schicht. Gegen Abend wurde noch ein Seitengraben von der Nordseite nach Osten getrieben. Der Humus erreichte eine noch nicht beobachtete Tiefe und hob sich als Grabenfüllung deutlich ab. Er verlief in nord-südlicher Richtung

und konnte in seiner Form mit Recht als Spitzgraben angesprochen werden. Darauf wurde am folgenden Tage auch in südlicher Richtung eine Verbreiterung vorgenommen und im dritten Spatenstich eine Brandstelle freigelegt. Ihre Ausdehnung betrug ungefähr 1 m, die Breite von Osten nach Westen 30—40 cm. Ungekohltes Holz und Aschenreste wurden mehrfach gefunden, dagegen nichts an Scherben.

Die weiteren Arbeiten am 1. September galten nun der Freilegung des vermeintlichen Spitzgrabens. Leider fand sich aber bald eine scharfe Abgrenzung gegen den benachbarten Boden. Es stellte sich dann heraus, daß es sich um eine allseitig begrenzte, runde Kuhle von ungefähr 1 m Durchmesser handelte. Ein Zusammenhang mit der nahegelegenen Feuerstelle, welche ungefähr auf der Sohle der zweiten Schicht lag, schien nicht ausgeschlossen, war aber leider nicht nachzuweisen. Anklang fand die Meinung des Vorarbeiters Mandischer, daß es sich bei der Kuhle um ein Schöpfloch handle, welches wahrscheinlich auf dem Grunde eines Grabens angelegt sei. Dieser habe seinen Abfluß nach der ganz in der Nähe östlich davon gelegenen Körne gehabt und kennzeichne die Höhe des alten Humus. Die Nähe der Scherben aus verschiedenen Perioden deutete auf einen langen Gebrauch hin, die mehrfache Humusschicht wäre an dieser Stelle als Ergebnis einer späteren Anfüllung zu erklären.

Nun fand sich aber auch noch an einem weiter südöstlich gelegenen Acker die Flurbezeichnung „An den Pöhlen“ (Pfählen). Darum wurde für den letzten Tag unserer Bodenforschung, den 2. September, auch hier noch eine kleine Grabung vorgenommen. Bei der Besichtigung fiel auf der benachbarten Weide ein Wall auf, der in westöstlicher Richtung mit dem Bett der alten Körne gleichlaufend verlief. Dicht an seiner Nordseite wurde er begleitet von einer grabenförmigen Senke. Seine Ähnlichkeit mit dem Rest des alten römischen Grabens an der „Schlangenhede“, der Westgrenze des Römerlagers bei Oberaden, berechnigte dazu, auch hier den Spaten anzusetzen und durch einen Querschnitt die Bedeutung von Wall und Graben festzustellen. Die Arbeiten ergaben auch eine Anfüllung und eine Vertiefung. Letztere konnte aber in keiner Weise gedeutet werden. Beim Querschnitt des Walles traten auf seiner Höhe zwei dunkle Flecken auf, die Pfostenlöchern nicht unähnlich schienen, ihre Entfernung betrug 1,30 m. Eine auslaufende Spitze aber konnte nicht nachgewiesen werden. So konnte denn hier und ebensowenig auf dem westlich davon gelegenen Acker „Auf den Pöhlen“ ein bestimmtes Ergebnis gewonnen werden, traten doch auch hier keinerlei Bodenfunde hervor.

Nachdem nun aber unsere Grabungen im ganzen bewiesen hatten, daß die Örtlichkeit „am beilaufenden Turm“ im „Westfiker Feld“ südwestlich Ramen historischer Boden ist, ohne dessen Durchforschung auch der benachbarte Römerplatz bei Oberaden nicht endgültig aufgeklärt werden kann, beschloß auch die Altertumskommission für Westfalen auf ihrer Jahresversammlung im März 1928, die Örtlichkeit, namentlich aber auch die weiter nach Süden ziehende Körne-Linie untersuchen zu lassen. Dies geschah nun vom 22.—23. November 1928 durch den Leiter der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums und zugleich der Ausgrabungen in Westfalen, Herrn Dr. Stieren-Münster. Auch ich war zur Grabung freundlichst eingeladen worden. Die Untersuchung hatte sich als nächstes Ziel die Flur „Turm“

am Nordostausgang des Dorfes Westick, 1 km südlich vom „beilaufenden Turm“ gewählt. Außerdem aber galt es, durch eine geplante Rundfahrt die übrigen sämtlich dreieckigen Flurparzellen zu besichtigen, die den Namen „Turm“ führen und gemäß ihrer Lage Interesse erwecken. — Der „Turm“ am Dorfausgang Westick liegt unmittelbar nördlich des alten Weges von Methler über Westick nach Südkamen und weiter nach Unna. Volkserinnerung weiß heute noch zu sagen, daß die Bausteine der Methlerer Kirche vor 800 Jahren zwischen Westick und Südkamen durch die Körne gefahren worden seien. Das Dorf Asserde „bei den Furten“ deutet ebenfalls auf eine alte Verkehrsline, ebenso die sog. Kümstraße, die am Turm von Westen nach Osten den „Küm“ eine noch in schwachen Spuren bemerkbare Aufschüttung durchschneidet. Bekanntlich ist an der Mosel und in Luxemburg dieser Wortstamm, der auch dort historische Straßen bezeichnet, auf römischen Ursprung angesprochen worden. Diese „Kümlinie“ scheint nach Süden über Wasserkurl weitergegangen zu sein, wo sie an den sog. Kummeler anschließt. Daran reiht sich von der Stelle an, wo die Körne aufhört, eine süd-nördliche Richtung einzuhalten, die sog. „Teute“, eine Grenzbezeichnung, die uns später noch eingehend beschäftigen wird. Da auch Töddinghausen auf Grenze deutet, so ist auch dieser Namen wegen diese ganze Nord-südlinie östlich Oberaden wohl zu beachten. Wir stehen eben hier an der schon früher von uns erwähnten Dialekt- und Kirchspielsgrenze, an der weiter nach Süden der „Heidenposten“ (Heidenposten) und die „Teufelsküche“ liegen.

Auch die hier aufgetretenen römischen Münzen, eine Augustusmünze in unmittelbarer Nähe und eine Handvoll spätrömischer Münzen am Hellweg bei Wickede—Asseln, sind bemerkenswert. Vor allem aber zog der nördlich, zwischen dem „Turm“ in Westick und dem „beilaufenden Turm“ im Westicker Feld gelegene „Woierne-Wall“ mit dem östlich vorgelagerten „Lütken Wall“ meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich dachte dabei an die Bezeichnung „Wans-Dyk“, „Wodansdeich“, „Wodanswall“, die wir vom römischen Grenzwall in England kennen. Und wenn wir bei Grimm in seiner lichtvollen Schrift über „Grenzaltertümer“ lesen, wie gerade an den Landscheiden und in gesteigertem Maße an den Grenzdurchgängen *Tanzplätze von Hezen* angenommen wurden, so mag auch in diesem Zusammenhang noch einmal an den Beinamen „Hezen-Westick“ erinnert werden. Genug, der „Turm“ in Westick, der, wie wir kaum noch zu bemerken brauchen, wieder sich als eine dreieckige Flur darstellt, schien uns für eine kurze Probegrabung die geeignetste Stelle zu sein, um so mehr, als auch der Besitzer, Herr Landwirt Bußmann, mit bereitwilligem Entgegenkommen seine Erlaubnis erteilte. So wurde denn am 22. November 1928 hier der Spaten angelegt. Indessen erwies sich die Grabung keineswegs so ergiebig wie die am 1 km weiter nördlich gelegenen „beilaufenden Turm“. Bei den vorgenommenen Suchschnitten fand sich, wie Herr Dr. Stieren in seinen „Bodenaltertümern Westfalens“, dem Bericht über Grabungen und Funde für die Jahre 1925—1928, Seite 45, ausführt, kein römisches Material; jedoch unter 1 m Lößlehm germanisches Scherbenmaterial aus dem ersten Jahrhundert. Die Untersuchung an dieser Stelle wurde abgebrochen, nicht zuletzt, weil hier offensichtlich größere Bodenverlagerungen späterer Zeit eingetreten waren.

Wir hatten aber am Nachmittag des ersten Grabungstages eine *Rund-*

fahrt zu den übrigen „Türmen“ unternommen. Der Standort des „Turmes Methler“, der zwischen dem Kirchdorf und Alten-Methler gelegen haben muß, weil er archivalisch im Zusammenhang mit der dortigen Flur „Bunte Ruh“ ausgeführt wird, konnte nicht ermittelt werden. Er muß aber an der Straße gelegen haben, die in west-östlichem Zug am Südufer der Seseke entlang über Alten-Methler an Hilfsings-Mühle vorbei zum „beilaufenden Turm“ geführt hat. 1 km westlich von Alten-Methler liegt der schon von uns genannte „Sante-Moritz-Teich“, unmittelbar gegenüber der Flur „Brüggelacker“, die schon 1470 in Methlerer Kirchenakten bei v. Steinen, Westf. Gesch. Stück XII auftreten. Hier sind noch vor 25 Jahren die „Spiele“, Pfostenlöcher der ehemaligen Brückenpfähle, sichtbar gewesen. Gleich östlich von diesen hat ein altes, um 1880 von der Rentei des Hauses Belmede eingeebnetes Erdwerk gelegen, von dem damals noch zwei sich rechtwinklig treffende Wallreste vorhanden gewesen sind. Sollte es eine römische Brückenschanze gewesen sein, die hier die Verbindung zwischen dem Römerlager und dem südlichen Sesekeufer vermittelte? Und war auch der Sante-Moritz-Teich Standort eines Turmes, auf den der für eine Wachtstation nicht übel passende Flurname gleich nebenan „am mageren Hahn“ deuten könnte?

Die nächste Stelle, die einen Turm getragen haben muß, $1\frac{1}{2}$ m westlich vom „Sante Moritz-Teich“ ist die Örtlichkeit südlich der Bauerschaft Elsey auf dem linken Sesekeufer im sog. „Brelöh“, also wiederum mit einem Namen bedacht, der sich auch sonst in engstem Zusammenhang mit Landwehren findet. Diese Stelle muß gemeint sein mit der in einer Urkunde des Staatsarchivs in Münster im Jahre 1541 bezeichneten Parzelle „Törne“ (Turm), um so mehr, als sie als ein Pertinenzstück des Hofes Rogge in Aden (Niederaden) bezeichnet ist; denn unter diesem Hofe kann nur der alte Hof Rünenbeck in Niederaden verstanden sein. Nun war es aber gerade der Besitzer dieses Hofes, Herr Möllmann, der mich um 1904 auf diese zu seinem Besitz gehörige Stelle hinwies und zwar mit dem Bemerkten, daß er hier schwarze gefüllte vertiefte Löcher im Boden gefunden habe, die nur Pfostenlöcher gewesen sein könnten. Aber auch Fahne hat in einer Abhandlung über römische Landwehren in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins Jahrg. 1866 auf diese Stelle hingewiesen und läßt, einer alten Karte von 1724 folgend, hier die von Südwesten heraufziehende Landwehr die Seseke überschreiten, wo sie dann Anschluß an die „Königslandwehr“ auf dem südlichen Lippeufer gesucht haben mußte. Interessant ist, daß Fahne, der übrigens jenes Material dem alten Klevischen Kataster entnommen hat, genau an der Stelle der „Burg“ bei Oberaden das Kennzeichen für Schlösser, ein Fähnchen (F) eingezeichnet fand, ein Beweis dafür, daß am Anfang des 18. Jahrhunderts der Name den Kartographen wichtig erschien in Verbindung mit Straßen und Landwehren. Leider erlaubte es unsere Zeit nicht, am 22. November 1928 das „Brelöh“ selbst aufzusuchen.

Wir nahmen aber unsern Weg schnell zum „Turm“ westlich Beckinghausen, überzeugten uns von dessen dreieckiger Bodensfläche und kamen über die Burg hinaus zum Töddinghäuser Berg, wo wir 400 m westlich vom „Margarethenweg“ am Ostausgang des Dorfes Weddinghofen und zwar am alten Wege Oberaden—Weddinghofen—Töddinghausen die auch

hier wieder dreieckige Flur „Törnken“ feststellten. Nach ihr hieß ein früherer Besitzer zur Unterscheidung anderer Dorfbewohner gleichen Namens: „Bittinghof auf dem Törnken“. Mit dieser Verkleinerungsform „Türmchen“ kann doch nur angedeutet sein, daß dieser Turm kleiner war als die anderen. Der Name muß also wie auch die damit bezeichnete Sache dem Volk geläufig gewesen sein. Da nun die „Lüner Höhe“, wie die gleich hinter dem „Törnken“ südöstlich ansteigende Erhebung heißt, auch „Tünker Berg“ genannt wird, so mag wenigstens die Frage gestattet sein: „War diese Höhe dem Volk von jeher der Töddinghäuser Berg oder läßt vielleicht die Form ‚Tünker Berg‘ auch den Schluß auf ‚Törnker Berg‘ zu, daß es sich also um den ‚Türmchenberg‘ gehandelt hat? Genug: das Volk hielt diese Örtlichkeit für eine bedeutende Stelle, ließ hier eine uns schon bekannt gewordene Hünnensage spielen und wußte, daß die Straße Oberaden—Weddinghofen—Töddinghausen auf Höhe 91,1 den Margarethenweg senkrecht traf; ließ diesen Weg auch weiter nach Norden ziehen. Der Treffpunkt hieß nun ‚Lohheide‘, womit gesagt sein sollte, daß auch hier eine abschließende Einfriedigung durchquert werden mußte. Diese Erinnerung ist aber mit der Zeit verblaßt. Nur so ist es zu erklären, daß die Lohner Höhe, wie sie noch urkundlich hieß, zur ‚Lüner Höhe‘ werden konnte. Wir werden festhalten müssen, daß es ein Grenzwald war, der hier am Margarethenweg entlang zog und die Sperre verstärkte.“

Von hier haben wir einen Fernblick, der die ganze Umgegend beherrscht, so daß auch Herr Dr. Stieren am Schluß unserer Rundfahrt, an der auch die Herren Direktor Bänfer und Lehrer Behler teilnahmen, sein Erstaunen über die hervorragende Lage der Höhe aussprach. So hat denn auch Herr Dr. Stieren sein Urteil in seinem schon erwähnten Bericht wie folgt zusammengefaßt: „Gleich, ob das Ergebnis positiv oder negativ sein wird: den in jahrelanger und konsequenter Arbeit gebrachten Nachweisungen Breins bleibt nachzugehen. Über die Frage der ‚Türme‘ ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.“ Wenn wir nun vor so vielen Fragen stehen, so wollen wir wenigstens im folgenden Kapitel versuchen, über die Zwischenzeit von der Wegführung der Sugambrier bis auf Varus Aufschluß zu empfangen.

X. Die Zwischenzeit von der Wegführung der Sugambrier bis Varus im Lichte der Ausgrabungsergebnisse in Haltern-Stereontion

Nachdem es dem Tiberius gelungen war, gestützt auf Aliso bei Oberaden, weiter aber auch mit den Mitteln der politischen Intrige die Macht der Sugambrier zu brechen, war der erste und wohl auch wirksamste Schritt zur Niederwerfung der Germanen getan; denn das Vorland östlich vom Rhein war bis zur mittleren Spitze in der Gewalt der Römer, ein unmittelbarer Angriff aus der Gegend östlich vom Altland der Sugambrier war so sehr erschwert, daß von dort und von der Weser her kaum noch Gefahr zu drohen schien.